

Zeitschrift:	Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber:	Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band:	9 (1966)
Heft:	2
Artikel:	Lob des Altertums
Autor:	Moritz, Karl Philipp
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-388046

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KARL PHILIPP MORITZ
LOB DES ALTERTUMS

Die Sitten und Gebräuche eines nicht mehr vorhandnen Volks verdienen nur in sofern der itztlebenden Welt vors Auge gestellt zu werden, als dies Volk selbst der näheren Betrachtung werth ist.

Denn es muß der Menschheit vorzüglich daran liegen, das Edelste, was in ihr entstanden ist, so lebhaft wie möglich vor ihr Gedächtniß zurückzurufen, und es vor ihre Einbildungskraft zu stellen, um das, wozu sie durch den Gebrauch ihrer Kräfte fähig ist, wieder fühlen zu lernen.

In sofern also die Griechen und Römer durch dasjenige, was sie gethan und hervorgebracht haben, die Ehre und der Stolz der Menschheit sind, müssen wir sie nothwendig erst als große und edle Menschen haben kennen lernen, ehe wir uns, als für Griechen und Römer, wegen ihres Eigenthümlichen, für sie interessiren können.

Unsre lebhafte Theilnahme an der Lebensweise und an den Schicksalen eines nicht mehr vorhandnen Volks, läßt uns ein geheimes Band ahnden, wodurch die Nachwelt mit der Vorwelt, gleichwie die lebende Menschheit untereinander, verknüpft ist; durch welches die Einzelheit allmäßig in die Gattung hinübergezogen wird, und das Vergehen und Werden der Geschlechter unmerklich ineinander sich verliert. –

Das Vergangne ist nicht vergangen, so lange es in jedes kommende Geschlecht sich noch mit unauslöschen Spuren drückt – und das Alte ist nicht alt geworden, so lange es noch in jeder neu aufkeimenden Einbildungskraft sich wieder verjüngen muß.

Rufen wir nun vor unsre Einbildungskraft ein Volk wieder ins Leben hervor, das einmal alles war, was der Mensch durch vereinigte Kräfte seyn kann, so blicken wir dadurch in einen Spiegel, der unser eignes Bild weit vollständiger und wahrer, als unsre Zeitgenossenschaft, uns entgegenwirft.

Denn wir lernen doch unser eignes edelstes Wesen in den höchsten Aeußerungen seiner Kraft kennen, wozu es einst fähig war – und leben auf die Weise wenigstens in Gedanken das große Leben der Vorwelt noch einmal, wenn es durch Thaten nicht mehr geschehen kann.

Nun kennt aber die Menschheit keine glänzenderen Zeitpunkte ihrer Entwicklung, als die unter den Griechen und Römern. An diesen Zeitpunkten halten sich noch itzt die Begriffe von jeder höhern Menschenbildung fest.

Man beruft sich darauf, es mag nun von den schönen Künsten, von der Philosophie des Lebens, oder von den Rechten der Menschheit die Rede seyn; und man gewinnt sicher weit mehr an Bildung durch Anschließung an die schönsten Zeitpunkte, welche schon einmal da gewesen sind, als durch eine gesuchte Originalität und einen beschränkten und ausschließenden Patriotismus, der alles aus sich selbst hervorbringen will.

Jene schöne Laufbahn, welche die Alten zurücklegten, läßt sich nicht noch einmal von vorn anfangen, weil sich die günstigen Umstände, die dazu erforderlich waren, schwerlich so wieder zusammenfinden. – Wir können von jener Zeit noch immer Blumen pflücken; aber ein neuer Stamm scheint nicht mehr emporzukommen.

Schon die Simplicität in dem öffentlichen und Privatleben der Alten, bietet demjenigen, welcher es darstellt, lauter große Massen dar, worauf man mit Vergnügen verweilt, da hingegen alles zu sehr verwinkelte und ins kleine gehende, sehr bald den Geist ermüdet, und durch seine Darstellung kein Vergnügen erweckt.

Auch erhält selbst das Neue einen gewissen Reiz dadurch, wenn es mit dem Alten zusammengedacht, und daran ge-

knüpft wird. – Unsre junge Einbildungskraft wird zuerst mit den Vorstellungen von Rom und Griechenland genährt, und wenn man diese Geschichten aus dem Unterricht der Jugend verbannen wollte, so würde man nichts Gleichwertiges und Großes an deren Stelle setzen können.

Die Ideen von Rom, Athen, und Sparta; von der Macht und Würde eines römischen Konsuls; von Cicero und Demosthenes; von Sokrates und Plato; sind einzig in ihrer Art, und lassen sich nicht mehr wegtilgen noch durch andre ersetzen.

Die Nahmen aus dem Alterthum sind zu allgemeinen Begriffen, oder zu einer Art von höhern Sprache geworden. Man sagt: ein Demosthenes, ein Kato, ein Diogenes; und jedermann versteht diese Symbole, und denkt sich die Begriffe hinzu.

Suchen wir nun von dem schönen Alterthum ein getreues Bild in uns zu entwerfen, so ist dies ein nicht zu raubender Schatz, an dem wir uns oft in stillen Stunden ergötzen, indem unser Geist sich unmerklich den Begriffen des höchsten Schönen nähert, in welchem unser eignes Entstehen und Vergehen sich gründet.

Auf die Weise muß das Gebildete in dem Geiste des Menschen, dessen Tage dahin eilen, wieder abgebildet sich verjüngen, und wir müssen in der Flucht der Zeit von den Bildern, die vorüberrauschen, gleichsam nur die Umrisse stehlen.

Denn es scheint nun einmal die Hauptabsicht der Natur zu seyn, sich soviel wie möglich in sich selbst zu spiegeln, und durch die betrachtenden Wesen sich noch einmal verschönert in sich selber wieder darzustellen.

Woher käme sonst das unablässige Streben des menschlichen Geistes, alles, auch noch so Entfernte, in den Kreis seines Wissens zu ziehen, wenn nicht dies Wissen

und in sich Darstellen, an sich selber schon den höchsten Reiz hätte, der alle andern Beweggründe überwieget?

Um nun aber den Geist nicht zu überläuben, ist es demohngeachtet nöthig, immer so viel wie möglich, das Wissenswürdigste herauszuheben, und ihm seinen gehörigen Rang anzuweisen. Denn die Sammlung des Alten, und das Vergnügen am Alten, bloß deswegen, weil es alt ist, bleibt doch immer nur ein Spielwerk, das kaum den Anfang vom ernsten Nachdenken in sich enthält.

Denn allenthalben, wo der Geist des Menschen in den Scenen der Vorwelt sich selber wieder findet, da müssen die ungeheuersten Zwischenräume von Zeit verschwinden, und er findet das, was ihm zuerst entfernt schien, nahe mit sich verwandt.

Auf die Weise mit den Schatten der Vorwelt sich unterreden; ihre Gedanken, ihre Worte, und ihr Leben wieder vor unser Gedächtniß zurückzurufen: muß uns ein ehrwürdiges Geschäft seyn, dem wir von den Zerstreuungen des Lebens nicht ohne Nutzen eine wohlgewählte Stunde widmen.

Da sich nun aber die Ideen von dem Vergangenen gern an dem noch wirklich Bestehenden festhalten, und am liebsten davon ausgehen, so sind Roms Alterthümer dasjenige, woran so manches Große und Schöne der Vorzeit sich am leichtesten knüpfen läßt; weil hier so viele Denkmäler des Alterthums noch wirklich vorhanden sind, und selbst die übriggebliebenen Werke der griechischen Kunst sich hieher gerettet, und gleichsam eine Freistadt gefunden haben, wodurch Rom zuletzt der Mittelpunkt des Schönen geworden und bis auf unsere Zeiten verblieben ist.

Aus: Anthusa oder Roms Alterthümer, Berlin 1796–97.

